

Ein Soziologe und sein Unifield

**Lars Clausen zum 65. Geburtstag
von Kieler Kollegen
und Mitarbeitern**

**HERAUSGEBER:
WOLF R. DOMBROWSKY
GÜNTER ENDRUWEIT**

C.A.U.S.A. 28

Christian-Albrechts-Universität • Soziologische Arbeitsberichte

Statteines Vorwortes eine Gratulation:

Lars Clausen zum 65. Geburtstag

Nun hat Lars Clausen erreicht, was er von seiner Einstellung her wohl nie hat erreichen müssen wollen: den Zeitpunkt seiner Emeritierung - der aber ist unerbittlich mit dem Erreichen des 65. Geburtstages verbunden. So gratulieren wir ihm von Herzen - zum Geburtstag am 8. April 2000 -, freuen uns aber auch, dass die Emeritierung erst am Ende dieses Semesters stattfindet.

Damit hat Lars Clausen einen weiteren Jahrestag erreicht, einen, der wesentlich seltener ist als der 65. Geburtstag. Lars Clausen hat seinen Lehrstuhl seit nunmehr dreißig Jahren inne, länger als jeder seiner - angesichts des frühen Beginns der Soziologie in Kiel sehr zahlreichen - Vorgänger. Damit hatte er die Möglichkeit, Lehre, Forschung und Atmosphäre am Institut entscheidend mit zu prägen, und darüber hinaus ist er in der Selbstverwaltung, der allgemeinen Universitätspolitik und der Verbindung von Universität und Umwelt, - zur Stadt Kiel, zum Land Schleswig-Holstein und zu Institutionen auf Bundesebene -, überaus aktiv geworden.

Von diesen Engagements ist die Festschrift geprägt. Kollegen, Schüler, Mitarbeiter und Freunde reflektieren seine vielfach befruchtenden, anregenden Beiträge in ihren eigenen Werken: *Scientific Community* - im engeren, auf die Wirkungsstätte der *Alma maier* begrenzten Sinne. Der vorliegende Band ist dem Kieler Wirkungskreis gewidmet; den weiteren Wirkungsbogen versuchte die Festschrift zum sechzigsten Geburtstag zu schlagen (Dombrowsky/Pasero 1995). Dort auch findet sich ein Verzeichnis der Clausen'schen Schriften. Dass mehr dazukam, seitdem, versteht sich von selbst, allem voran die ersten Bände der Tönnies-Gesamtausgabe (vgl. Clausen 1999).

Doch hat Lars Clausen auch Felder neben der Soziologie bestellt, - oftmals karge, harte Böden, deshalb von anderen lieber brach belassen. Dazu bedarf es schon der Courage, am meisten, wenn es ums Ganze geht, wie bei der Entführung Jan Philipp Reemtsmas, für dessen Leben er das Lösegeld überbrachte. So extrem waren die anderen Grenz- und

Randbereiche nicht, gleichwohl riskant. Oftmals wurden dabei für andere die Kastanien aus dem Feuer geholt. Dies galt für Clausens frühes Engagement in der Studentischen Selbstverwaltung und der bundesweiten Organisation der Hochschulassistenten (Mitverfasser des „Rhedaer Assistenten-Memorandum“), in der Afrika-Gesellschaft und bis heute in der Tönnies-Gesellschaft, die nicht nur Studenten ein Heim gibt, sondern, weit wichtiger, ein lebendiger kulturpolitischer Stachel im lange Zeit rechts-konservativen Sitzfleisch Schleswig-Holsteins war und für viele auch geblieben ist. Dies gilt gleichermaßen für sein öffentliches politisches Engagement, beispielsweise für seine Rede vor dem Landtag in Kiel zur „Reichskristallnacht“, für sein Eintreten für den zivilen Bevölkerungsschutz, als dies noch „alle Welt“, besonders die links-liberale, für politisch völlig *incorrect* hielt, für seine Beiträge im Rahmen von Ringvorlesungen zu den heikelsten Themen, vor denen sich die meisten anderen *Bekenner* drückten.

Manches davon zog Feindschaft auf sich; sie machte das Leben nicht würziger, schon gar nicht leichter. Clausen hat darunter gelitten, doch beschweigt er die Furchen. Andere haben die Qualität seines Urteils bemerkt und zunehmend um Rat gefragt. Auch Politiker. Einige Mitgliedschaften spiegeln seinen Einfluß wider: In der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern, im Wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Komitees von IDNDR (International Decade for Natural Disaster Reduction) der Vereinten Nationen, im wissenschaftlichen Beirat der Aby-Warburg-Stiftung. 1982 bekam Clausen das Bundesverdienstkreuz am Bande, 1998 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

Auch in der Zunft gilt Clausens Rat etwas. Er war 1991-92 stellvertretender Vorsitzender und Schatzmeister der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS); von 1993 bis 1994 deren Vorsitzender und Mitorganisator des Weltkongresses für Soziologie der ISA (in Bielefeld 1994). Die Vorbereitung des DGS-Kongresses in Halle 1995 bestimmte er maßgeblich. 1996 wurde ihm die Ehre zuteil, ein Jahr lang *Fellow* des Wissenschaftskolleg Berlin sein zu dürfen.

Lars Clausen nahm 1970 die Berufung auf die ordentliche Professur für Soziologie an der CAU Kiel an. Er hatte bereits davor den Lehrstuhl vertreten, neben Vertretungen und Gastdozenturen an der Universität Bielefeld und dem *Institute of Social Studies* in Den Haag. In Kiel trug Clausen lange die Last eines vollen Studiengangs allein. Dann folgte ein zweiter Lehrstuhl, auf den Rolf Ziegler, anschließend Franz Urban Pappi und, bis heute, Günter Endruweit berufen wurden. 1975 erhielt Clausen einen Ruf nach Marburg; er entschied sich, in Kiel zu bleiben. Er übernahm Aufgaben und Mitgliedschaften in

Universitätsgremien, als Vertrauensdozent in der Hans-Böckler-Stiftung, schließlich als Prodekan (1977-79 und 1989-91), als Dekan (1991-92) und als Präsident der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft (seit 1978). Er richtete eine Reihe beachteter Symposien aus (drei internationale Tönnies-Symposien, zwei Günther-Symposien) und er ist federführender Herausgeber der Ferdinand-Tönnies-Gesamtausgabe. Sie ist *seine* Berufung.

Daneben steht nicht minder Bedeutsames: Die akademische Lehre, der Clausen' s heiliger Ernst gilt, als Amalgam aus Verantwortung für die zu Bildenden, aus Bewunderung und Verehrung geistigen Erbes und aus Leidenschaft für das Fach, das ihn als Gymnasiast zum Studium bewog. Hier auch steht die soziologische Katastrophenforschung, die er für Deutschland „erfand“, durch seine Berufung in die Schutzkommission - und deren Nestor er ist. Gegen manches Unverständnis und anfängliche Rückschläge hat er sie verteidigt, ausgebaut und vor allem inhaltlich befruchtet. Heute ist sie eine „spezielle Soziologie“, die Studenten wegen ihres Praxisbezuges und der vielfachen Perspektiven schätzen, ebenso wie die Praktiker des Katastrophenschutzes, die hier fachliche Vertiefung finden.

Dies alles ist Grund zum Feiern, zum Dank und um ihn zu ehren für dieses Engagement. Der Umkehrschluss ist unzulässig: Es ist kein Grund zum Bedauern und Trauern, dass er nun ausscheidet - dies betrachten wir nur als dienstrechtlichen Akt. Das Institut hat ihm trotz aller Widrigkeiten ein Emeritus-Zimmer reserviert, wo wir ihn jederzeit willkommen heißen, natürlich nicht ganz ohne Eigennutz...

Kiel, zum 8. April 2000

Prof. Dr. Günter Endrweit

Dr. Wolf R. Dombrowsky

Wolf R. Dombrowsky

Zur Bedeutung von (Zieh-)Vätern, Meistern, Lehrern und Freunden
In memoriam Joseph Immanuel Meiers (1894 - 1985)

Lars Clausen gewidmet

Vorspiel

Ein, vielleicht *das* zentrale Moment westlicher Modernisierung besteht in der Transformation personaler Beziehungen in abstrakte, systemische Funktion und somit auch in ein Funktionieren, das den dorthin Modernisierten als eigenmächtiger und eigenständiger, gleichwohl zu erobernder Handlungsraum erscheint, in dem sie bestehen und zurecht kommen müssen. Die deutsche Soziologie, mehr noch die Philosophie, hat diesen gerichteten aber absichtslosen Prozess menschlichen **Fortwuseln** überwiegend aus einer vormodernen Perspektive bewertet, als verlustreichen Übergang von Gemeinschaft zu Gesellschaft, hin zu einem Gehäuse der Hörigkeit und dem stummen Zwang der Verhältnisse. In Frankreich dagegen dominierte ein eher optimistischer Ton. Man musste nicht unendlich aufklären, warum auch, hatte man doch siegreich Revolution gemacht und Aufklärung als den eigenen Handlungsraum durchgesetzt. Nun konnte, dem Arzte gleich, der Gesellschaftskörper **therapiert**, Modernisierung planvoll und systematisch vorangetrieben werden.

Insofern offenbaren die soziologischen Beihefte zur Landesgeschichte die Differenz des Blicks, zwischen ihren Objekten und Subjekten, vielleicht sogar, als eine andere Art „Volkskunde“, zwischen einem deutschen Leiden an Geschichte, weil man ihrer nicht Herr werden konnte und einer französischen Lust an historischer **Grandiosität**, weil man durch sie zum Ausdruck und vorher zu seinem Recht gekommen war. Ein Vergleich der nationalen Soziologien, zumindest während ihrer **Entstehungs-** und **Etablierungsphase**, zeigt deutliche Unterschiede; nicht nur in den Temperamenten der Wissenschaftler, sondern auch in der Wahl ihrer Themen, ihrer Forschungsgegenstände und ihren geistesgeschichtlichen Orientierungen (vgl. Bickel in diesem Band), vor allem aber in ihren Wahlverwandtschaften: Wer erwählt sich welche Soziologie?

Dem gehen sicherlich handfeste Gründe voraus, nicht nur die irdene Schwere des Seins, auch die damit korrespondierende **Seins-Verbundenheit** des Denkens. Nie war die deutsche Soziologie das genuine Denkinstrument revolutionären **Aufklärens**, sozusagen die Transformation des *esprit de géométrie* in gestaltende Modernisierung. Nein, in Deutschland war Soziologie eine Zangengeburt, herausgequält aus Nationalökonomie und Staatsrechtslehre, mehr mit fachlicher Etablierung befasst als mit gestaltender Wirkung, verhaftet in Philosophie bis über die Studentenrevolte hinaus. Nur einmal, kurz, berührten sich der französische Optimismus von der Planbarkeit der Gesellschaft mit der deutschen Soziologie, im Gefolge des Modernisierungsschubs, der in den USA *the greening of America* genannt wurde und sich weltweit als Studenten- und Jugendrevolte manifestierte. Vergleichbar *der planification* in Frankreich koalierten auch in Deutschland Soziologie und Politik in der Hoffnung, mittels wissenschaftlicher Politikberatung (vgl. Lompe 1966; Jochimsen/Treuner 1974) rationale Gesellschaftsplanung durchsetzen zu können. Man trennte sich alsbald sang- und klanglos, mit Gründen und Begründungen auf beiden Seiten. Die Soziologie zumindest reagierte wie seinerzeit Adorno, der in die Seminarbibliothek abzubiegen pflegte, wenn er zu praktischem Tun aufgefordert wurde. Wie er erschrak auch die Soziologie in Gänze vor den Anmutungen, praktisch und damit empirisch überprüfbar werden zu sollen. Bis heute **vermisst** man ein dem Fach entlehntes **Selbstbewusstsein** und vielleicht deswegen auch die Hand-, Lehr- und **Anwendungsbücher**, die andere Disziplinen, allen voran die Betriebswirtschaftslehre, ohne die Skrupel zweier Werturteilsdebatten mit Erfolg hervorbringen und denen Praxis beinahe 1:1 ausfließt. Sie **sagen**, wie Unternehmen funktionieren, wie Management zu betreiben, wie Märkte zu erobern und Menschen zu motivieren und zu führen sind. Sagt uns die **Soziologie**, wie Gesellschaft funktioniert? Wie Institutionen gestaltet und betrieben werden müssen? Wie soziale Kohäsion generiert und gepflegt wird? Wie soziale Probleme und Konflikte zu lösen sind und wie man gesellschaftlich akzeptable Werte hegt, pflegt und verbindlich hält? Vor allem, sagt sie uns, was *gute* Gesellschaft ist?

Nicht, dass man zu diesen und weiteren, die Soziologie originär berührenden Fragestellungen überhaupt keine Antworten fände. Ein Blick in die *Textbooks* der nordamerikanischen Soziologie setzt in Erstaunen über den dort gepflegten **anwendungsorientierten Pragmatismus**. Die deutsche Soziologie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, rümpft darüber die Nase. Das sei doch eher Sozialarbeit, „Werte & Normen“ auf Fachhochschulniveau, sozusagen Berufsfutter für den mittleren Verwaltungsdienst, aber nichts für Berufungen. Gleichwohl ist der **Einfluss** der US-amerikanischen Soziologie unüber-

sehbar, anfangs als Folge **nachkriegsbedingter** Dominanz, zunehmend jedoch aus Wahlverwandtschaft. Wie aber passt das zusammen, einerseits das dünnliche Naserümpfen und andererseits eine überaus bevorzugte Rezeption US-amerikanischer Soziologie, während sich die europäischen Soziologien untereinander kaum wahrnehmen?

Vordergründig könnte man sprachliche Präferenzen ins Feld führen, doch gab es Zeiten, in denen sich insbesondere Intellektuelle vornehmlich des Französischen **befleissigten**, einschließlich des preußischen Königs. Die Wahl der Sprache, so die These, dürfte eher tieferen Seelenströmungen ausfließen und Folge statt Grund sein. Für das damalige Preußen, wie überhaupt für Europa war die französische Revolution die Mitte, um die alles kreiste, in der Zustimmung wie in der Ablehnung. Doch scheint Modernisierung auch ein ahistorisches, vielleicht sogar wesentlich menschliches Merkmal in dem Sinne zu bergen, als dass Neues ein Reiz an sich sein könnte, eine Möglichkeit der Steuerung durch Überraschung. (**Auf diese** Weise wurden Spielarten der französischen Soziologie sehr wohl rezipiert und zugleich als modische Gefallsucht abgelehnt: „LacanCanCan“ und „DeridaDaDa“...) Das Neue jedenfalls **lässt** Altes innehalten, verwundert blicken, nach Atem und Sammlung ringen, straucheln, gar stolpern, verwirrt nach Orientierung suchen, dann die Kräfte messen, die Positionierung **behaupten**, ändern, gar verlieren, oftmals mit längerem Atem wiederherstellen. (Naiv, annehmen zu wollen, „das“ Alte machte „dem“ Neuen kampfflos Platz. Oft endete das **Neu-Alt-Getümmel** auch auf Scheiterhaufen, in **Thermidor** und Konterrevolution.) Geht es gut, gewinnt das Neue aus Überraschung, Überzeugung oder Hungerjene Distanz, die nötig ist, um **Selbstbewusstsein** auszuprägen und sich etablieren zu können. Dieter Ciaessens hat dies als den Insulationsgewinn in der Gruppe beschrieben, der von Pressionen freisetzt: Während die anderen schwer beschäftigt sind, lässt sich trefflich über den Tellerrand hinausdenken und Vorsprung gewinnen.

Die Geschichte der Mode überhäuft uns mit anschaulichen **Beispielen**, während der Alltag eher zeigt, dass es eines substantielleren Hungers bedarf, um auf neue Weise beißen zu wollen. Das Neue muss auch nötig sein, weil immer schmerzlicher an den alten Problemen gescheitert und an den **überkommenen** Lösungen verzweifelt wird. Modernisierung ist deshalb nie bloße Mode oder leere Novität, sondern immer auch eine *andere* Antwort auf nachlassende Lösungskompetenz bei zunehmendem Problemdruck. Darin besteht das „**Reizklima**“ für **Innovationen**, auch solche, denen man nicht **ansieht**, ob und wie nachhaltig sie besser sind. Manche historischen Antworten waren *nur* „anders“, andere führten in die Irre, manche verführten bis Ausschwitz oder **Gulag**. Manche schienen „nur“ tech-

nisch, krepelten dafür aber, wie Dampfmaschine, **Verbrennungs-/Elektromotor** und Computer, ganze Gesellschaften und Epochen um. Was an ihnen „besser“ ist, fragen vor allem die Opfer der Modernisierung, doch hat sich der bürgerlich-revolutionäre **Fortschrittsoptimismus** schon länger demontiert. Gleichwohl war die Französische Revolution eine solche umkrepelnde „Antwort“, deswegen schaute die Welt nach Frankreich und nahm daran Maß. Es sind die übereinstimmenden Problemsichten und die ähnlichen Lösungshoffnungen, die Wahlverwandtschaft **stiften**, nicht Sprache, auch nicht unbedingt gleiche Kultur. **Kemal Atatürk** öffnete der **französischen** Soziologie alle Türen, weil er von deren Lösungskompetenz zur planvollen Modernisierung von Gesellschaft überzeugt war. Ob er heute überhaupt noch Soziologen um Rat fragte, ist ungewiss. Bietet die heutige Soziologie Antworten, nach denen es hungert? Bietet sie Lösungen für die Probleme der Modernisierung, für eine planvolle, soziale Verwerfungen und Opfer vermeidende Gesellschaftsteuerung?

Vielleicht wird deswegen heute vor allem die amerikanische Soziologie rezipiert, weil sie in ihrer eingängigen Kommensurabilität und ihrer Bescheidung auf pragmatische Sofortlösungen am ehesten den Eindruck von Problemlösungskompetenz erweckt. Vielleicht, weil Erfolg Identifizierungswünsche weckt; vielleicht aber auch, weil die Paarung aus **selbstgewisser performance**, globaler Präsenz, hoher Institutionalisierung und fortgeschrittener Praxistauglichkeit am ehesten zur Ideologie der „**Marktkräfte**“ passt, der staatliche **Regulation**, Intervention und vor allem komplexe Theorie ein **Gräuel** sind. Sich in einer „überkomplexen“ Welt mit Theorien mittlerer Reichweite durchzuwursteln, das ist den **globalplayers**, die diese Komplexität generieren, allemal lieber, als die Behauptung von **Erklärungs-** und Umsetzungskonzeptionen, denen sie sich im Interessen eines noch zu formulierenden „Weltwohls“ - als Äquivalent zum inzwischen aus der Mode gekommenen „**Allgemeinwohl!**“ - unterzuordnen hätten. Nein, **grand theory** ist *out* und wer sie fordert, gilt als „totalitär“ oder anmaßend. Was aber bleibt von Wissenschaft, wenn sie sich den Blick auf Totalität versagt? Besteht nicht vielmehr der gegenwärtige Problemdruck gerade darin, dass das auf Teile spezialisierte **piecemeal-engineering** im **muddling through** verendet und Katastrophen generiert? Sollte hier nicht Soziologie **Orientierungs-** und Anwendungswissen bereitstellen für eine gerechtere und bessere Welt?

Studenten fragen noch so. Die meisten sind für Zynismen noch zu jung, für Enttäuschungsattitüden noch zu wach und von **Korruptierbarkeit** noch zu entfernt. Die Universität könnte sie lehren, mit Wissen weise umzugehen, doch stehen auch dafür die Zeiten

schlecht. Die *emerging markets* brauchen immer dringender und schneller erfinderische Flickschuster und skrupellose Durchwurstler, die rund um den Globus die Nischen und Schlupflöcher ebenso entdecken, wie die profitablen *start-ups* und die heißen *investments* in den Austastlücken der Konjunkturzyklen und Finanzströme. Der moderne Kapitalismus wird immer nomadischer und mit ihm seine Träger. Eine neue Kulturrevolution, eine, die den langen Weg zur bürgerlichen *Sesshaftigkeit* beendet und mit ihr die verlässlichen Strukturen einer ortsfesten Lebensführung, - institutionalisiert durch Staat, Administration, Verbände und Verbindungen, mehr noch durch Gemeinschaft im Tönnies' sehen Sinne, jenem Zusammensein und -wirken, das, wie es Richard Sennet formulierte, durch Erzählstrukturen sozial konstituiert wird: Man erzählt sich wechselseitig sein Leben und sein Erlebtes und vergewissert sich darüber, dass und wie man lebt.

Soziologie wäre in diesem Sinne *gesellschaftliche* Erzählstruktur, die Erfahrung zu Wissen verdichtet und dieses Wissen zu Abgleich und Korrektur zurückspielt. Darüber könnte sich, sofern danach hungrig wäre, eine humanisierende **Reflexivität** einstellen, eine Veredelung, wie sie *humanitas* im antiken Sinne meinte. Im Alltag finden solche Diskurse statt, auch an den Stammtischen. Nach Maßgabe des verfügbaren Wissen erzählen sich die Menschen voneinander, um auszuloten, ob sie die Dinge richtig machen und sie mit dem, wie sie sie machen, Anerkennung finden. Darin lässt sich ein Rest *Agora* finden und eine ferne Sehnsucht nach einem gerechten Leben, einem *ganzen* Menschen und einem *bonum commune*. Sollte dies nicht Aufgabe moderner Soziologie sein, diese Sehnsüchte im Zuge von Modernisierung als allgemeine Reflexionsgrundlage präsent zu halten, als Amalgam aus *volonté générale* und *Einsicht in die Notwendigkeit*? Und sollte Soziologie nicht zugleich erkennbar machen, dass das Anarchische jenes gerichteten, aber absichtslosen Prozesses „Geschichte“ nur so lange absichtslos bleiben kann, wie sich die Absichten der Handelnden aufgrund ihrer absichtlichen **Atomisiertheit** hinterrücks zu einer Resultante fügen, die so tatsächlich niemand wollte und plante und die deshalb Gesellschaft oft genug in ein Gehäuse der Hörigkeit und Modernisierung zu Destruktion verkehrt?

Die Frage, was Soziologie kann und soll, wird darüber eher drängender; ihr nachzuspüren gleichermaßen, vor allem, weil der Prozess der Modernisierung auch die Universität erfasst und sie, nach dem Siegeszug des Marktes, berauscht von *shareholder value*, in die Produktion von Kenntnissen umfirmieren möchte. Wissenschaft aber geht weit über Kenntnis hinaus. In „wissen“ steckt „sehen“, genauer: ein „erblicken“ *dürfen*, eines, das hinschauen darf, im Sinne eines zugelassen werden, und eines, dessen es bedarf, von

Bedürfnis. Darin wiederum steckt ein Drang, eine Neugier, die ein- und vordringen *will*, aber auch ein äußeres Drängen, ein Bedrängtsein, oft genug Drangsal, die es durch bessere Einsicht zu überwinden gilt.

Der innere Drang bedarf der Domestizierung. In alles ein- und vorzudringen lässt Analyse zu Auflösung, schlimmstenfalls zu Zerstörung werden und Bruchstücke hinterlassen, die selbst bei intimster Kenntnis kein Ganzes mehr zu fügen vermag. Die Ethik der Wissenschaften setzt hier ein: Dürfen wir, was wir können? - und verweist auf einen noch tieferen Drang, der allem Lebendigen innewohnt: Leben zu *wollen*. Interessanterweise machte auch dies die französische Soziologie zu einem Leitthema, als sie einem allzu einseitigen Rationalismus ihr *élan vital* und euphorischer Fortschrittsgläubigkeit die *Evolution créatrice* gegenüber stellte. Ohne die Verwirrungen eines darauf gründbaren Irrationalismus scheint es heute wichtiger denn je, diese Triebkräfte als *unterflorige*, vorgesellschaftliche Steuerungskräfte wahr- und mehr noch ernst zunehmen. Auch der Drang des Lebendigen bedarf der Domestizierung, doch *sollen* wir hier, was wir können? Dies ist nicht Moral, sondern Balance, - weit jenseits artgerechter Menschenhaltung bei sechs Milliarden **Hungermäulern**. Es ist Drang gegen Drangsal bei Behauptung von Qualität, wobei sie schon den nächsten Balance-Akt aufgibt: *Welches* Leben *dürfen* wir führen? Dies schließlich wäre eine Frage der Gerechtigkeit und eine der Ökologie: Wie wird verteilt und wie viel können wir verbrauchen?

Bei aller menschlichen „Plastizität“ ist längst klar, dass ein Verbrauch über die Grenzen des Erneuerbaren hinaus den Garaus bewirkt und auf dem Wege dorthin unendliche Drangsal aus eigener Produktion. Dies fugt der Mühsal, bloßem Überleben ein Leben abzugewinnen, selbstgemachtes Leiden bis zur Barbarei hinzu. Zwei Jahrhunderte nach dem Sieg der Vernunft leben mehr als zwei Drittel aller Menschen unter solchen Bedingungen. Wären unsere Banknoten Küchentücher, sie tropften vor Blut, Schweiß und Tränen. Gleichwohl reißt der Strudel der Gier immer rasanter die Kenntnisse an sich, die sie nährt. In der Wollust des Mehr-Mehr-Mehr erscheint die Kehrseite der Verluste als Lebensuntüchtigkeit von *loosern*, über die man getrost hinwegstapfen kann, tut es die Weltgeschichte doch ohnehin. All dies repräsentiert Kenntnis nicht - und wird damit zur Waffe des Informationszeitalters, abgelegt in *firewall-geschützten* Datenbanken als dessen Rüstkammer. Und Soziologie?

Die Frage ist brisant. Nicht nur für Soziologie, sondern für Wissenschaft insgesamt, ja, eigentlich für alle, die Wissen generieren und damit immer auch Kenntnisse zur **Verfü-**

gung stellen, die aus ihrem Kontext, in letzter Instanz „Weisheit“, herausgerissen werden können. Dies ist das eigentliche Thema: Was ist schiefgegangen, dass aus Vernunft zunehmend Klugheit wird, der es nur noch aufbehende Gewieftheit ankommt und nicht mehr auf *sapientia*? Weisheit bedeutet doch vor allem zu zeigen, wohin es geht, den *rechten*, den richtigen wie gerechten Weg zu weisen. In diesem Weisen steckt auch richten, ausrichten, eine Richtung geben, wenn man so will: erziehen, hinziehen zu den Grundlagen des Rechten.

Dem geht eine andere Frage voraus: Gibt es überhaupt ein von Weisheit fest umschlossenes Wissen, eines, das sich weigert, zu bloßer Kenntnis entkernt zu werden für alles und jeden und Schlimmstes dazu? Man zieht die Braue hoch **Arkanwissen**? Nicht nur Platon lässt grüßen, auch andere Herrschaften und Tugendapostel vor Menschenparks. Da scheint Soziologie schon geeigneter. Sie **muss** ja nicht selbst weise sein, wenn sie der Gesellschaft den Spiegel **vorhält** Manchmal reichte es schon, wenn Reflexion Licht auf die Wege würfe und mehr noch, wohin sie führen.

Wie also entsteht Weisheit, Wissen, das sich nicht umstandslos zu Kenntnissen degradieren lässt? Viele Antworten lassen sich **darauf geben**, die meisten gründen in Haltungen, in Ethos, Moral, Glaube, Liebe, Zugewandtheit - vor allem aber in Beziehungen. Auch dieser Begriff wurzelt in „ziehen“, anziehen wie erziehen, ebenso in „appellieren“, „etwas in jemandem wachzurufen versuchen“. Es kommt darauf an, ob man in guter oder schlechter Gesellschaft aufwächst und was in einem geweckt wird. Der Drang spielt eine Rolle, *was* in einem ist und geweckt werden *will*. Manches ist nicht zu zähmen, manche wollen sich nicht zähmen lassen, manchen fehlt auch die Beziehung, die zum Rechten zieht. *Sapientisat!*

Doch wohin zieht Gesellschaft, wenn ihr auf dem Weg ins moderne Nomadentum die Beziehungen abbrechen, untereinander und gemeinschaftlich, sie gar nicht mehr zustande kommen aus lauter **Asynchronität** der Erwerbs- und Lebensstile? Joseph A. Schumpeter hat die Wirkung dieser Beziehungen als die „schützenden Schichten“ von Gesellschaft beschrieben, als das menschliche, soziale Gerüst, ohne das nichts funktioniert, weil Funktionieren an Bejahen geknüpft ist oder auf Dauer auf Bajonetten sitzen muss. Noch funktioniert der neue, „flexible Mensch“, wie ihn Richard Sennet (1998) beschreibt, weitab von Bajonetten. Aber - und dies ist das Interessante - zunehmend auch ohne Bejahung. Die fortschreitende **Flexibilisierung** von Zeit- und Ordnungsmustern lässt die Richtung verlieren und Haltungen erodieren wie LÖSS im Sturm. Und wie der Weg vom

LÖSS zum Lehm lang und verbindungsreich ist, so braucht auch Wissen auf dem Weg zur Weisheit anziehende Beziehungen, in denen das Beste geweckt, das Drängendste bezähmt und Erziehung als Siegeszug bei der Überwindung von Drangsal erlebt werden **muss**. Das gelingt nicht ohne Präsenz, nicht ohne gelebtes Miteinander, nicht ohne Austausch, - am wenigsten ohne Anziehung. Ruth Benedict hat dies einmal die Erotik des Zugewandten genannt. In ihr wirkt die Wahlverwandtschaft des Drangs, animalisch im Schnurren wie im Beißen. Im schlimmsten Falle formt sich daraus der Sex-Appeal des alltäglichen Faschismus (vgl. Kurbjuweit 2000; Theweleit 1977). Im besten Falle formt sich *Agape*.

Die Liebe Gottes und zu Gott, zu den Armen, Schwachen und Sündern, Nächstenliebe und Feindesliebe, Zugewandtheit zu den beschützenden Schichten des Lebens und des Lebendigen habe ich an Joseph I. Meiers erfahren. Er erzog und zog und er lehrte mich, mit seinen und anderer Augen sehen zu können. Dieser Beitrag ist ebenso von ihm.

Zwischenspiel, aus gegebenem Anlass

Joseph Meiers lehrte **mich**, auch durch andere sehen zu können; Lars Clausen lehrte mich den soziologischen Blick. Beiden verdanke ich Einsichten, die sich zu neuen Bildern formten und mich die Welt anders malen lassen als zuvor. Dies ist, was ich mit der Bedeutung von **(Zieh-)Vätern**, Meistern, Lehrern und Freunden meine. Ich wünsche jedem, sie zu **erfahren**

„Wissen ist Macht“, habe Lenin gesagt und damit eine Waffe im Kampf gegen den Kapitalismus gemeint. Eine solche Deutung von Macht drückt bereits aus, was ihren Missbrauch ermöglicht: „Macht“ bedeutet ursprünglich „mögen“, auch Vermögen, im Sinne von Potential. Und es bedeutet „machen“, „einwirken“, ist also mit „Wirklichkeit“ und „wirken“ verwandt. Wissen im Positiven ist somit das Vermögen, die Wirklichkeit zum Mögen zu gestalten, womit das Leitmotiv der frühen positivistischen Soziologie Frankreichs wieder aufgegriffen wäre und die Frage, was kann und soll Soziologie, wozu dient soziologisches Wissen? Und da beides in erster Linie Herstellung von und Wirken durch Soziologen ist, wäre auch zu **fragen**, wie man Soziologinnen macht? Und was diese dann wiederum mit und aus Soziologie machen?

Kaum eine Gelegenheit erscheint angemessener, einen solchen Zusammenhang zu erörtern, als die Emeritierung eines akademischen Soziologie- und Soziologenmachers...

Lars Clausen wird im Sommer 2000 emeritiert. An sich **nichts** Ungewöhnliches. Eine berufliche Karriere endet und eröffnet, vielleicht, eine Lücke, die Jünger füllen; vielleicht eine auf Dauer, eine, die schmerzt, weil nichts sie füllt. (Im Sinne von *taxholder value* soll, wie man hört, nicht wiederbesetzt werden; im Sinne von *shareholder value* sprechen die Bauchredner der Globalisierung schon von der Verwandlung der Universität in Aktiengesellschaften. Vgl. Glotz 2000) Was fühlt der Scheidende? Eine Lücke im eigenen Leben, den Verlust seiner Aufgabe, gar seiner Berufung? Machen wir uns nichts vor: Eine Emeritierung ist weder Pensionierung noch **Verrentung**. Das Risiko, in depressive Löcher zu fallen, weil sich die Tore der Arbeitsstätte für immer schließen und man sehen **muss**, wie man die Bedeutungslosigkeit des **Alterns** auf **Sinnhaftigkeit** schön, ist für professionelle Wissenschaftler eher gering, zumal für Professoren. Sie behalten **Prüfungsrechte** und den Zugang zur *alma maier*, oftmals sogar ihr Büro; sie behalten ihr Ansehen und ihren Titel, sie behalten den Ruf ihres Lebenswerkes und sie behalten ihre Schüler.

Die Schüler, womöglich, sind das Bedeutsamste. Es sind, neben den gedruckten, die lebenden intellektuellen Kinder, die Nachfahren im Geiste. Sie tragen und entwickeln weiter, was der Lehrer säte, führen das Werk fort, *sind* die Schule, die der Lehrer gründete. Insbesondere in der deutschen Universität gelten Schüler und Schulbildung noch immer als *der* Ausweis fortwirkender Gelehrsamkeit, letztlich intellektueller **Fertilität**.

Die Frage, die sich angelegentlich also stellt, ist zutiefst soziologisch, ganz **Tönnies'sch**, als **Gemeinschafts-Gesellschafts-Passage**, aber auch als Initiationsritus. Im engeren Sinne: Wie vererbt sich die Universität als Organisationsform von Wissen, hier die deutsche Universität humboldtscher Prägung? Im weiteren Sinne: Wie tradiert sich ein intellektuelles Milieu generell? Die Frage ist zugleich eminent politisch, weil gerade die deutsche Geschichte das Versagen der intellektuellen Milieus mehrfach schmerzhaft erlebte (vgl. Baum 1981; Broszat/Schwabe 1989; Bürklin 1996; Ringer 1983), während die amerikanische Universität davon ganz nachhaltig profitierte. Herausgekommen sind zwei Kulturen der Wissensweitergabe, wie sie unterschiedlicher kaum sein können, trotz Globalisierung und vorgeblicher **McDonaldisierung** (vgl. Ritzer 1997).

Es geht, vordergründig, um Kultur und Kulturvergleich, hintergründig um Kultivieren und um Kultus, um die Art, wie eine Gesellschaft Wissen hegt, pflegt, wahrt, also heil, auch heilig hält, erntet, veredelt, also zum Heil, auch zum Heilen nutzt und sodann von neuem aussät. Darin eingewoben sind archaischere Themen: Reifen und Altern, Binden

und Emanzipieren, Tradieren und Erneuern, Schöpfen und Zerstören, vor allem aber: Beziehungen - vornehmlich zwischen Männern. Denn auch dies ist klar, weder die deutsche noch die amerikanische Universität sind weiblich. Nach wie vor sind es Männerwelten mit Männerbünden, -ritualen, -sprach- und Ordnungsformen; Ornamente gleichsam, in denen der Gefühle Lauf Gedanken formt und Werke werden lässt. Der intellektuelle Eros, auch darin unterscheiden sich die Kulturen, ist in der deutschen Version eher asketisch, in der amerikanischen eher hedonistisch, unbeschadet dessen, ob der akademische Olymp, wenn überhaupt, im Tiefsinn großer Theorie oder im *muddling through* gesehen wird.

Die deutsche Studentenrevolte fand in diesem Kontext ihr emotional stärkstes Motiv. Es war Aufbegehren gegen die Väter, deren moralisches Versagen gegenüber Faschismus und Krieg und ihrem nachfolgenden Verschwinden in besinnungslosem Wiederaufbau. Wunderwaffe Wirtschaftswunder gegen moralisches Wissen und praktisches Mitwissen, auch Tun. Mitscherlich und Marcuse beleuchteten das Trauma aus unterschiedlichen Richtungen: Die vaterlose, eindimensionale Gesellschaft gebar sich Kinder, denen die lebendigen Eltern fehlten. Man suchte Ersatz und Erlösung und landete auf vertrackte Weise im Doppelbinder: die **Waffenbrüder** im Kampf gegen das Autoritäre waren sakrosankte **Autoritäten**, idealisierte **Überväter**, die ihre Kinder zum Revolutionsfutter gemacht haben wie die wirklichen Väter Kanonenfutter waren. **Trauma-shift-off** im Generationentakt, schlagend begleitet von zeitversetzten Offenbarungen samt zugehörigem Nichtwissenwollen. Heute sitzen bereits drei Generationen im Kino, um erst gemeinsam bei **„Schindlers Liste“** (Regie: Stephen Spielberg, USA 1994) ko-edukativ zu weinen, dann in **„Das Leben ist schön“** den Widerstreit der Gefühle bis zum grausenden Lachen zu durchleben und schließlich in **„Ein Lied von Liebe und Tod“** (Regie: Rolf Schübel, Deutschland 1999) sich in die Arme zu fallen. So erweist sich im Nachhinein der Kapitalismus als das wirksamere **„Re-edukationsprogramm“**, mit dem sich, ganz **Sombart'sch**, auch das Zerstörende zerstört indem es Ware wird. Als Konsumenten finden die Kontrahenten zusammen ohne aneinander leiden zu müssen. Ist dies das Modell moderner Wissensvererbung, sozusagen Time Warner plus AOL? Führt also die neue flexible Kultur des globalen Kapitalismus zu einer **massenmedialen Enkulturation** als Konsum der Zerfallsprodukte schöpferischer Zerstörung und wandelt sich darüber Beziehung zum Eintritt in virtuelle Welten, den Chatroom, den Cyberspace, dem wechselseitigen *up- und download?*

In *dem* Sinne ist Lars Clausen vormodern geblieben, Beziehungsmensch, gleichwohl modern in der Art, wie er sich Beziehungen gesellschaftlich vom Leibe und unter Kontrolle hält. Das Dranghafte drangsaliert ihn, auch wenn er Gemeinschaftliches liebt. Es ist der durch Ciaessens hindurchgezogene Tönnies, einer, der durch distanzierende Konvention und Bildung vor Zudringlichkeit **insuliert**. Zu große Nähe verwischt die Grenze zwischen Anschmiegen und Bedrängen. Auf diese Weise hat er an der Studentenbewegung gelitten. Sie rückte nahe aus Nahkampf, besonders gegen Autoritäten, auch gegen Intellektuelle. Clausen gab Freiraum, schon aus Selbstschutz, eine **Polit-Insel**, um die **Denk-Insel** nicht zerbranden zu lassen. Trotzdem beengte es. Gedanken aber brauchen Raum, sie müssen fliegen können. Wie man Wolken guckt oder Sterne, schaut Clausen ins Firmament des Geschriebenen. In dieser **Engrammothek** menschlichen Erlebens findet er, aufs Feinste kultiviert, die ganze göttliche und die ganze menschliche Komödie. Durch sie kann er sie und sich reflektieren und nebenbei das Reflexionsniveau jenseits seiner Insel in Erfahrung bringen. Für Clausen sind Bücher kein bedrucktes und gebundenes Papier, sondern Freunde, geronnene Erfahrung, Transfusion. Als mache man **Zeitreisen** nach **Kulturfahrplänen**, so versetzen ihn Bücher in andere Menschen, andere Länder, andere Welten. Daraus lassen sich Muster gewinnen, Typen konstruieren, Abläufe vergleichen. Wie anders soll man erkennen, wie Gesellschaft als Ganze funktioniert, wenn man nicht viele, auch und gerade vergangene kennt? Aufeindrückliche Weise hat Clausen das Ferne nahe gebracht und darüber deutlich werden lassen, wie fern uns unser innerstes Nahes noch immer ist.

Selbstverständlich betritt auch Clausen eine Art virtuelle Welt, *seine* **Engrammothek**, aus der er sich *seine* „**Programme**“ herunterlädt, wie heute die *kids* ihre MP3s, oder die *user* ihre *cheats* und *patches* aus dem Web. Im Unterschied dazu aber bettet Clausen seine *downloads* in Agora, in reflexive Reflexion. Er flicht ein Band, in dem Kenntnis zu Wissen wird, das sich zugleich seines Kontextes von Werden, Verwenden und Vergehen ebenso **bewusst** wird, wie der Bedingungen des **Reflektierens** selbst. Der Besucher eines **Chatrooms** vermag dagegen nicht einmal zu erkennen, ob er **einem fake** aufsitzt, beispielsweise dem Betreiber des Chatrooms, der unterschiedliche **Counterparts** simuliert, um möglichst viele **Einwahlen** und damit Einkommen zu stimulieren. Man kann dies als kommerzielle Variante von „**Eliza**“ interpretieren, jenem einer **Touring-Maschine** angenäherten Programm, das (bis zu einem gewissen Grade und jenseits bestimmter Fragen) glauben macht, man kommuniziere mit einem Menschen. Natürlich laufen die Kommunikationsschleifen Elizas ins Leere, sobald man Selbstreflexion auf der Meta-Ebene ein-

fordert. Als Test auf Intelligenz ist beides, die Täuschungsmöglichkeit im Chatroom wie die Selbsttäuschungsmöglichkeit durch **Eliza**, ein Heidenspass. Indem aber beide immer auch eine tieferliegende Sehnsucht beinhalten, nämlich den Drang nach Beziehung, bricht Lava aus, wird die Täuschung offenbar. Das nahe Innerste, das Dranghafte, des Lebens und zum Nächsten, mag solche Täuschungen nicht. Es sucht nach Nähe und **Aneinanderdrängen**. Clausen spiegelt dies dem Erkennen zurück, eine Spiegelung, die ohne Beziehung nicht gelingen kann. Deswegen sind Beziehungen das Medium des **Menschen**. Clausens Soziologie macht die Beziehungen der Menschen zueinander und zu ihrem „**Allesanderen**“ als unterschiedlich rapiden und radikalen sozialen Wandel über lange Zeiträume hin sichtbar. Wandel ist wenden, in neue Richtung und auf andere Weise, auch ein anderes Verwenden, einen anderen Gebrauch voneinander machen. Interessanterweise ist wenden und wandeln aber auch mit verwandt verwandt (!), dem Natur-Dranghaften zwischen **Verwandten**, aber auch dem Kultur-Dranghaften zwischen Übereinstimmenden. Clausens Werk über Wandel und Tausch, über Tönnies (dem Bejahungstheoretiker) wie über **Schefer** ist Soziologie als offenbarte Beziehungslehre für gute Gesellschaft: Sie beantwortet die Frage, wie Menschen mittel schrittweis integrierenden Austausch zu Beziehungen finden können, die bejahend zugewandt sind, vielleicht sogar (soziale) Verwandtschaft werden. An diesem Bande flicht Clausen mit und ist selbst **eingeflochten**

Endspiel

Joseph I. Meiers starb am 3. März 1985. Er ist mir so gewärtig, als hätten wir uns, wie so oft, nur bis zum nächsten **Zusammentreffen** verabschiedet. Dass ich bei ihm sein konnte, unmittelbar bevor er starb, machte uns **froh**

Ich **lernte** „**Dear Mr. Meiers**“ brieflich kennen. Für meine Diplomarbeit über die Ansiedelung des Chemie-Unternehmens Dow Chemical in Stade, **Niedersachsen**, suchte ich amerikanische Quellen und Hintergrundinformationen. **Hans-Helmuth** Wüstenhagen, damals Vorsitzender des **Bundesverbandes** Bürgerinitiativen, gab mir mehrere Adressen. In bemühtem Englisch schrieb ich alle an. Am schnellsten und absurdesten und in feinstem Briefdeutsch antwortet Mr. Meiers: Ich solle mein Vorhaben aufgeben. Es gebe wichtigere und dringliche Probleme, an denen junge, engagierte Menschen arbeiten sollten. Man brauche jede Frau, jeden Mann. Es gehe um die **Erwirkung** eines Moratoriums der Kernenergie und um ein weltweites Verbot aller Atomwaffen. Das sei *die*

Menschheitsaufgabe schlechthin. Ich solle ihn besuchen kommen, wir hätten viel zu besprechen.

Ich gab meine Arbeit nicht auf. Ein knappes Jahr später, 1976, besuchte ich Dr. Meiers. Wir hatten uns beinahe wöchentlich geschrieben; ich war beeindruckt von seinen Analysen und seinem, wie ich damals annahm, für einen (**deutschstämmigen**) Amerikaner ungewöhnlich informierten Blick auf die Welt. Seine Briefe taten mir wohl. Es waren eher Bulletins, kein „**MirgehtesgutWiegehtesDirWieistdasWetterbeiEuch?**“ Deshalb aber **wusste** ich beinahe nichts über ihn, nur, dass er Arzt ist und als Psychiater praktiziert.

Joseph I. Meiers war Jude. Er emigrierte 1939 über Litauen und Schweden in die USA; die Nazis hatten, wie so vielen, Familie, Beruf und Beziehungen genommen. Um sein Vermögen war er von einem **windigen** „**Freund**“ der Familie betrogen worden, der es für ihn ins Ausland bringen wollte.

Meiers kam aus gutem und wohlhabenden Hause. Sein Vater, Bernhard „**Benno**“ Meyer, hatte in Weihenstephan **Braukunst** studiert, war promovierter Chemiker und besaß eine Brauerei in Riga. Die Familie lebte abwechselnd dort und in Berlin. Wie typische assimilierte Juden führte man ein großes Haus; Künstler, Wissenschaftler, Politiker, Unternehmer und Ärzte gingen ein und aus und weckten, gleichsam im Vorübergehen, Josephs Wissensdurst. Noch mit 82 Jahren, als ich ihn kennenlernte, erinnerte er sich an diese beeindruckenden Gespräche. Nie habe man mit ihm wie mit einem Kinde gesprochen, darauf sei er immer ganz stolz gewesen. Besonders beeindruckte ihn sein Großonkel, Salomon Neumann, Begründer der Sozialmedizin in Deutschland (vgl. **Karbe** 1983; **Tennstedt** 1979).

Meiers entstammt einer traditionsreichen Familie. Sie **lässt** sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen, auf Nachmann Ben Hirsch und seine Frau Beile Cohn. Aus deren Ehe ging, neben anderen Kindern, **Hirsch Neumann (1795-1838)** hervor, dessen Ehe mit Betty Lieber (1783-1843) zu einer Reihe von Geschwistern und dem Sohn Salomon Neumann führte, dem Vater von Elisabeth Neumann und deren Geschwistern. Aus der Ehe Elisabeths und Benno Meiers ging Joseph hervor. Das „I.“ im Namen steht für **Immanuel** und war Reminiszenz an Kant und was sich mit ihm im Geistesleben verbindet.

Die Meyers gehörten zur kleinen deutschen Oberschicht Lettlands; Anfeindungen gab es genug, nicht nur wegen der kulturellen und kultischen Differenz - die Meyers praktizier-

ten kein orthodoxes Judentum, doch war auch damals schon ein Jud ein Jud - auch wegen des Wohlstandes und des klaren Bekenntnisses **zum** Deutschtum. In den Wirren zwischen Republik und Bodenreform gingen Urkunden verloren; aus Meyer wurden die lettischen Staatsbürger Meiers. In Berlin fühlte man sich wohler, heimischer, unter Geistes- und Blutsverwandten - z.B. den Oppenheims, den Rathenaus (ja, Emil, AEG, auch Walter, Außenminister), den Cohns. Man kannte Siemens, Virchow, Jakoby, **Bebel**. Manchmal traf sich die halbe Sozialdemokratie im Wintergarten. **Salomon** Neumann griff mit seinen Reformforderungen zur Sozialpolitik und **Arbeiterfrage** oft genug in die Tagespolitik ein. Joseph prägten diese Erfahrungen, besonders, wenn die alten Herren sangen, Heine-Lieder z.B., die er summete, wenn er sich entspannen wollte, oder laut sang, wenn er sich besonders wohl fühlte. Ich habe sie noch im Ohr.

Als ich Joseph I. Meiers im Sommer 1976 zum ersten Mal traf, **wusste** ich von **all** dem nichts. Er sprach *darüber* nicht; es gab Wichtigeres. Die Frage der Anrede hatte er bereits brieflich vorgeklärt: Ich solle ihn „Ohm“ nennen, das stehe **für** elektrischen Widerstand und für Onkel, mehr sagte er dazu nicht. Seine Frau bezog mich in diese Wahlverwandschaft ein; ich nenne sie noch heute „Tante Anne“.

Ja, zwischen uns war Wahlverwandschaft. Ohm hatte sie erspürt bevor es mir überhaupt auffiel. Goethes **“Wahlverwandschaften”** (1963:29) formulieren sie als jenes "einander suchen, sich anziehen (und) ergreifen" zweier Wesen oder Elemente, das zwischen ihnen *soziale* Verwandtschaft stiftet - aus der die Beteiligten "... sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten" (34) und etwas anderes geworden sind als sie vor ihrer sozialen Verwandtschaft waren.

Und indem mich Ohm, mehr als „Onkel“, nämlich „Oheim“, der **erziehungsberechtigte** Mutter-Bruder, zu seinem **Zieh-Sohn** machte, der an ihm Widerstand und wieder Stehen lernt, wurde ich Mitglied einer unermeßlichen Familie. Nicht in einem anbiedernd verbrüderndem Sinne, sondern eher **Clausen'sch**, als Zugangsberechtigter zu einer wunderbaren Engrammtheke über Jahrhunderte angereicherter Erfahrung verwandter Seelen. Durch Ohm lernte ich Kant kennen, Spinoza, Cassirer. Das erste Buch, das er mir ans Herz legte, war Freuds Studie über den Gegensinn der **Urworte**. Überhaupt: Sprache. Sie hütete er wie einen Schatz. Ihre Verhuzung verabscheute er. Wer unklar denke, finde kein Ziel und keinen Weg. Dann Adler, Menschenkenntnis, Kindererziehung. Am wichtigsten aber: Ökologie, Erhaltung des Endlichen, Versöhnung von Natur und Kultur, noch wichtiger: Weltfrieden, Versöhnung mit der Sowjet-Union. Ohm fürchtete die Möglich-

keit eines Atomkriegs, den Zusammenstoß aus Drang, aus Inferioritätskomplex. In seinem Wohnzimmer in New York hatte Leo Szilard gesessen und über die Atombombe gegrübelt; ihrer beide Idee wurde Wirklichkeit: der „Boston Council for a Livable World“. „Die Stimme der Delphine“ gehörte natürlich auch zu den Familienbüchern. Seit dem verfolgte Ohm die Politik der Großmächte und die Risiken der *Proliferation*. Er schrieb an Abgeordnete, Wissenschaftler, Politiker. Er spendete, oft mehr als das Budget erlaubte, für Friedens- und Umweltgruppen - auch an die damals entstehenden Grünen in Niedersachsen. Mit seiner Zuwendung gründeten sie eine Umwelt- und Friedensbibliothek.

Seine Frau Anne Dix, gebürtige Amerikanerin aus den Südstaaten, teilte seine Engagements. Selten sah ich eine bessere Kameradin. Sie trug alle Lasten mit, sie diente, ohne je zu bedienen oder zu dienen. Emanzipation als Variation der Wahlverwandschaft zwischen den Geschlechtern. Ohm hatte auch dort „Verwandte“: Marie Curie, Ruth Benedict, Helene Verting, Babette Gross (die über Willi Münzenberg publizierte). Anne Dix Meiers hat zwei wunderbar liebenswerte Broschüren über ihren Mann und ihr gemeinsames Leben geschrieben (1990; 1995).

Zwei der wichtigsten Verwandten Joseph Meiers waren Alfred Adler, Verwandter im Geiste, und Kurt Goldstein, Verwandter im Blute (Vetter). Adler hatte früh mit den Meyers zu tun. Josephs jüngerer Bruder Hellmuth litt als Kind unter Asthma. Man reiste bis Wien, um Adler zu konsultieren. Er galt als Koryphäe auf dem Gebiet der Kinderheilkunde und war berühmt für seinen neuen Ansatz einer ganzheitlichen Medizin und Lebensführung (vgl. Adler 1976). 1926, während seines Medizinstudiums, las Adler an der Medizinischen Fakultät der Universität Berlin. Meiers hörte bei ihm und wurde „Adlerianer“. Er blieb es für immer, auch wenn er mit seinen Versuchen, die Alfred Adler Gesellschaft für Individualpsychologie für ökologische Belange zu öffnen, nicht erfolgreich war. Gleichwohl hat er das Anliegen nie aufgegeben. Lebte Adler noch, so seine Überzeugung, wäre er, getreu seines ganzheitlichen, die allgemeinen Lebensbedingungen einbeziehenden Ansatzes, mit Sicherheit ein aktiver Streiter für Umwelt und Frieden geworden.

Kurt Goldstein, Neurophysiologe und Professor an der Universität Frankfurt und mit Eva Rothmann aus der Linie Aron Neumann (Bruder von Salomon) verheiratet, untersuchte Hunderte hirnerkrankter Menschen, vor allem Soldaten des Ersten Weltkrieges. Seine Studien erregten weltweit Aufmerksamkeit (vgl. Goldstein/Gelb 1918). Früh schon

machte Goldstein Joseph auf die Zusammenhänge von **Hirnfunktion**, Sprachvermögen und Gefühlskoppelung aufmerksam und weckte damit ein tiefes Interesse an Sprache und Emotion. Beide trafen nach ihrer Emigration in New York wieder zusammen. Der Wahlverwandtschaftskreis „Sprache“ erweiterte sich um Wilder **Penfield**, der ebenfalls über Sprache und Hirnfunktion forschte und lehrte (vgl. **Penfield/Roberts 1959**) und den ich dort persönlich kennenlernte.

Die meisten Verwandten lernte ich nicht persönlich kennen. Viele bleiben nur an dieser Stelle unerwähnt (aus Platz- und Schwerpunktgründen, wie beispielsweise Jacob L. Moreno, der Joseph Meiers viele etymologische Anregungen verdankt. Vgl. Morenos Anmerkungen in seinem Beitrag zur Festschrift zu Leopold von Wieses 75. Geburtstag). Viele sind ausgelöscht und ermordet worden. Ohm sprach nie darüber. Er ersparte mir, was der Psychoanalytiker Mathias **Sinkel** so beschrieb: „**Mich** befahl nicht nur Scham angesichts dessen, was wir zerstört und anderen angetan haben, sondern auch Trauer darüber, was wir uns selbst genommen haben, indem wir es ausrotteten“. Viele Verwandte haben uns ihre Erfahrungen und Geschichte nicht weitergeben können. Sie fehlen auf dem Weg zu Weisheit. Ohne Ohm fühlte ich mich nicht eingeflochten in dieses Band wahlverwandtschaftlichen Wissens um Bedrängnis und Drangsal und die Gewissheit, ihnen entwachsen zu können, wenn man sich befreundet (im Englischen wurzeln *kind*, *kin* und *kinship* im gleichen Stamm) - und sich bündelt. (Darin stecken Bund und Bündnis, verbinden und verbünden, Bruderschaft und Weggefährte.) Ich suchte Kenntnisse und fand einen Ziehvater, einen Lehrer, einen Meister und einen Freund. Ohne sie ist keine Weisheit, bestenfalls Wissen, schlimmstenfalls Kenntnis ohne Bezug zu jenen, die sie mühevoll erwarben und um deretwillen man sie nicht missbraucht.

Ausklang

Joseph I. Meiers hat Jahrzehnte als „**Adlerianer**“ praktiziert und über seine Einsichten als Arzt, Mediziner, Psychiater und engagierter Friedenskämpfer publiziert. Zwei Beiträge sind auch hierzulande ohne große Mühe zugänglich: Ein Interview in der *Kieler Rundschau*, einem alternativen Zeitungsprojekt während der 80er Jahre, das Joseph I. Meiers unterstützte (Meiers 1983) sowie sein Beitrag zur Konferenz „Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden“ (Berlin 1983), in dem er über die Verantwortung des Wissenschaftlers für den Frieden schrieb. Seine Publikationsliste **umfasst** mehr als 70 Titel. Eine Würdi-

gung seines Werkes steht noch aus, seine Biographie ist noch zu schreiben; sein Wirken aber ist unvergessen.